

Fellowship-Bericht von Maris Hubschmid

Seattle war meine Drittwahl. Ich wusste wenig über diese Stadt, alles aus dem Film „Schlaflos in Seattle“, wenn ich ehrlich bin – und kann sie rückblickend als Station nur empfehlen.

Vor allem, weil ich bei der Seattle Times ungeheuer herzlich aufgenommen wurde. Meine Erfahrung aus den Redaktionen, die ich kenne ist, dass alle sehr freundlich sind, aber niemand echtes Interesse daran hat, den Gast besser kennen zu lernen. Die meisten der Kollegen, mit denen ich in Seattle zu tun hatte aber waren ungeheuer bemüht und hilfsbereit. Sie gaben Antworten, bevor ich Fragen stellte, führten mich jeden Mittag an einen anderen Ort zum Essen aus und nahmen mich an ihren freien Tagen und Wochenenden zu den Snowqualmie Falls oder dem Puyallup Jahrmarkt mit. Ihr Bedürfnis, mir so viel wie möglich von Stadt und Land zu vermitteln, war enorm. Nie wurde ich als Praktikant, immer als „the German guest reporter“ vorgestellt, sehr häufig nach meiner Meinung gefragt (meist zu Donald Trump und Angela Merkel, aber nicht nur) und auf die Tatsache hingewiesen, dass es da mal einen sehr erfolgreichen Baseballspieler gab, der Roger Maris hieß (New York Yankees 1960-66). Am letzten Tag, das Ressort hatte ein sehr schönes Abschiedsessen organisiert und allerlei Geschenke zusammengetragen, kam dann das passende Trikot dazu.

Wahrscheinlich habe ich wegen dieser Menschen dann doch mehr Zeit in der Redaktion verbracht als ich vorgehabt hatte – und das, obwohl sie mit Sicherheit um den Titel des hässlichsten Großraumbüros konkurriert. Das war wie Käfighaltung in der Tiefgarage: Alle dicht an dicht, lediglich von grauen, halbhohen Styroporwänden getrennt, keine Fenster in Sichtweite, Neonlicht, unverkleidete Leitungen und alles in einem unangenehmen Gelb-braun gestrichen. Selbst der Managing Editor hatte einen Raum ohne Tageslicht. Gut gelegen ist der Reaktionssitz aber, in Southlake Union – das grenzt direkt an Downtown und ist von allen Stadtteilen aus gut zu erreichen.

Mein Ziel war es, die Zeit zu nutzen, um endlich einmal ganz nach eigenem Interesse und in eigenem Tempo Geschichten für zuhause zu recherchieren. Ich hatte die Kollegen bei der Seattle Times in mehreren Mails darauf vorbereitet, dass sie mich nicht oft zu Gesicht bekommen würden. Tatsächlich habe ich es aber als sehr nützlich empfunden, ihre Infrastruktur nutzen und immer jemanden fragen zu können, wenn ich bei der Recherche auf Hindernisse stieß. Ein Aha-Erlebnis: Als Ende August in den heftigen Waldbränden drei junge Feuerwehrmänner ums Leben kamen, von denen einer erst 20 Jahre alt war, und ich erfuhr, dass beide Eltern ebenfalls Mitarbeiter der Feuerwehr waren, wollte ich versuchen, diese Eltern zu treffen, um mit ihnen über das Schicksal ihres Sohnes und ihre eigenen Erfahrungen im nie endenden Kampf gegen das Feuer zu sprechen. Ich fragte bei der Pressestelle der Feuerwehr an, beim U.S. Forest Service, wo die Mutter angestellt war, und im Rathaus des Städtchens, in dem das Unglück geschehen war, ob man mir den Kontakt herstellen könne – doch blieb überall ohne Auskunft. Schließlich fragte ich eine Kollegin der Seattle Times, die über das Ereignis berichtet hatte, ob sie noch eine Idee hätte, an wen ich mich wenden könne. Daraufhin druckte sie mir aus der Agentur die vollständige Adresse der Eltern samt Telefonnummer aus. Für mich vorher unvorstellbar, dass die Daten von Opfer-Angehörigen derart offen abrufbar sind. Hätte ich sie doch gleich gefragt!

Den Alltag in der Redaktion zu erleben und mit dem mir bekannten zu vergleichen war bereichernd und hat Spaß gemacht – sicher auch, weil ich dennoch alle Freiheiten hatte, zu kommen und gehen wann ich wollte. Wenn ich mich entschied, einen Tag oder mehrere fernzubleiben, habe ich meine Ansprechpartnerin Becky Bisbee, Chefin des

Wirtschaftsressorts, einfach per E-Mail informiert (meistens war ich vier Tage die Woche da, zweieinhalb Wochen zwischendrin aber auch mal komplett unterwegs). Von Tag eins an standen mir ein voll ausgestatteter Schreibtisch, ein Reporterausweis und eine eigene Seattle-Times-E-Mail-Adresse zur Verfügung. Allein der Einblick in die Rundmails war Horizont erweiternd: Ein großes Thema war und blieb der Kühlschrank, denn der Bitte, ihre Lebensmittel zu labeln (Label liegen in der Schublade links neben den Wasserhähnen bereit!!!) kamen die wenigsten nach. Jeden Freitag war ein anderer Kollege dran, den Kühlschrank auszumisten, doch alle drückten sich vor den Diensten. Ich hätte nie gedacht, dass zu einer gemeinschaftlichen Kühlschranknutzung so viel zu sagen ist, und wurde auch gefragt, wie wir das bei meiner Heimatzeitung organisieren – da musste ich passen: Ich glaube, es funktioniert einfach so.

Auffallend häufig schrieb der Chefredakteur Rundmails, um die Mannschaft für eine besonders gelungene Ausgaben zu loben, und mit Vorliebe wurden absurde Überschriften oder Tweets der Konkurrenz zur allgemeinen Belustigung herumgeschickt. Natürlich wurde auch Wichtiges kundgetan: So der Ablauf-Plan für den Staatsbesuch von Präsident Xi Jinping usw., ich war also immer im Bild.

Von außen wurde ich mehrfach darauf angesprochen, dass es der Seattle Times ja nicht gut gehe, die Stimmung sicher schlecht sei. Es hat bei der Zeitung vor einigen Jahren heftige Einschnitte gegeben, mit denen auch der Umzug in das aktuelle Gebäude einherging und die Mannschaft verkleinert wurde. Im Alltag habe ich von Misstimmung, Frustration oder Überlastung aber nichts mitbekommen. Eigentlich schienen mir die Reporter, also alle schreibenden Mitarbeiter, noch ziemlich frei in ihrer Jobgestaltung zu sein.

Morgens gingen die Ressortleiter durch die Reihen und fragten, ob man heute an etwas aktuellem arbeite, und wenn die Reporter dann sagten nein, wurden sie nach meiner Wahrnehmung auch nicht weiter behelligt. Dann widmeten sie sich wieder größeren Recherchen, trafen sich zu Hintergrundgesprächen, lasen Zeitung und gingen früh. Nicht wie in meinem Heimatressort, wo morgens reichlich Aufgaben verteilt werden, bis wirklich niemand unversorgt bleibt, und so mancher Themen beackert, gegen die er sich vergeblich gewehrt hat. Diese Praxis bei der Seattle Times funktioniert sicher aber auch nur, weil sich die Zeitung mittlerweile ganz auf lokale und regionale Themen beschränkt. Stücke zu nationalen und internationalen Themen werden bei der New York Times und L.A. Times eingekauft. Das hat eindeutig Vorteile, weil Stärken weiter gestärkt werden und viel Raum ist, originelle Inhalte zu generieren. Die Stadt gibt auch genug her: Mit Konzernen wie Amazon, Boeing, Starbucks, Microsoft (mir war vorher nicht klar, dass die alle ihre Zentrale in Seattle haben – Microsoft sitzt in Redmond, aber das ist näher an Seattle als Potsdam an Berlin). Seattle ist die größte Stadt im Bundesstaat Washington und wächst, vor allem dank Amazon, rasant. Das bringt viele Probleme mit sich, steigende Mieten, Verdrängung, Verkehrskollaps etc. Es gibt eine pulsierende Start-up-Szene, viele junge Unternehmen kommen, weil ihnen das Silicon Valley längst zu teuer geworden ist – und weil sie hoffen, von der Nähe zu Amazon profitieren zu können. Es gibt ein sehr erfolgreiches Football-Team, die Seattle Seahawks, zunehmend renommierte Winzer und Brauer, eine sehr beliebte Universität, die University of Washington. Und Seattle ist permanent vom Erdbeben bedroht – „The Big One“ ist das geborene Sommerloch-Thema. Der Stoff geht also selten aus, und die Kollegen machen einen tollen Job. Trotzdem war es für mich irritierend, dass an vier von sieben Tagen über dem Blattaufmacher die Autorenzeile „von XYZ, New York Times“ zu finden war. Aus Lesersicht erscheint es mir doch fraglich, wenn überall das gleiche steht. Wie soll man sich da eine eigene Meinung bilden? Als der VW-Skandal losbrach und meine Tagesspiegel-Kollegen baten, ich möge mich umhören, wie der in den USA so aufgenommen wird, fragte ich in die

Runde: Wer ist denn hier für Autothemen zuständig? Da gab es allgemeines Achselzucken: Keiner.

Ein wirklich eklatanter Unterschied für mich war, dass so völlig zwischen Schreiben und Produzieren getrennt wird. Viele Reporter wussten nicht einmal mit dem Redaktionssystem umzugehen, haben ihre Texte in Word geschrieben. Niemand musste Beiträge eines anderen redigieren oder über Optiken nachdenken.

Eine Geld bringende Online-Strategie sucht auch die Seattle Times noch. Auf der Website ist die Anzahl frei abrufbarer Artikel auf zehn im Monat begrenzt, aber jeder Kollege kann einem mindestens drei Wege zeigen, wie man die Bezahlschranke umgeht.

Obwohl ich vor allem Geschichten für Berlin schreiben wollte, hatte ich den Ehrgeiz, wenigstens ein, zwei Beiträge in der Seattle Times unterzubringen. Das ist am Ende zwar gelungen, war aber ein langer und zum Teil frustrierender Weg. Ich glaube, mein Englisch hat sich in diesem Sommer sehr verbessert, trotzdem hat es mich deutlich mehr Zeit gekostet, Texte auf Englisch zu verfassen. Als jemand, der täglich mit Sprache arbeitet, weiß man ja, wie sehr es auf Nuancen ankommt – und immer hatte ich das Gefühl, zwar Inhalte zu transportieren, aber hinter meinen Möglichkeiten zurückzubleiben. Eine große Reportage zu schreiben hätte ich mir nicht zugetraut. Ein paar kürzere Texte sind aber entstanden, und weil so viel Mühe darin steckte, war es umso enttäuschender, dass nicht alle veröffentlicht wurden. Ich glaube, gerade weil man sich in der Berichterstattung so auf den eigenen Umkreis begrenzt, mochte am Ende keiner entscheiden, welches internationale Thema nun wirklich Wert war, ins Blatt zu kommen. Da verließ man sich lieber auf die Auswahl der New York Times. An vielen Vorschlägen zeigte sich Becky zunächst sehr interessiert, brachte die Texte dann aber nicht oder nur nach penetrant wiederholter Nachfrage meinerseits unter (und da wurde noch reichlich gekürzt, ergänzt, auch abgeschwächt). Unterm Strich stehen ein gedruckter Kommentar und zweieinhalb Artikel online. Als bei einem schlimmen Unfall mit einem Sightseeing-Amphibienfahrzeug auch eine Österreicherin ums Leben kam, waren plötzlich alle hellauf begeistert, dass da eine deutschsprachige Journalistin im Raum sitzt, die mehr über diese Frau herausfinden konnte. Das war quasi mein „Durchbruch“, so kam ich an mein erstes „Maris Hubschmid contributed to this story“.

Von den Themen, die ich in meinem Bewerbungsschreiben als mögliche Projekte genannt hatte, habe ich nicht eines umgesetzt. Ich bedauere das nicht. Meine Erkenntnis: Letztlich ergibt sich doch alles daraus, wo man landet – als ich erst einmal in Seattle war, sprangen mich so viele Themen an, dass es sich einzig richtig anfühlte, diesen Impulsen zu folgen. Auf einen Großteil der Themen haben mich absichtlich oder unabsichtlich auch Kollegen gestoßen (so zum Beispiel auf Leavenworth, Washingtons bayerisches Dorf – meine zwei lustigsten Tage!). Schon deshalb war es nicht verkehrt, regelmäßig in der Redaktion präsent zu sein.

Eine schöne Erfahrung war auch, dass ich mich mitnichten langweile, wenn niemand mir Themen vorgibt. Im Gegenteil: Zehn Wochen waren viel zu kurz, um all die Geschichten, die mir in den Sinn kamen, umzusetzen. Als es nur noch vier Wochen waren, erfasste mich direkt Panik. In der zweiten Hälfte meiner Zeit habe ich mehr Mails von meiner Berliner Chefin bekommen als mir lieb war, ich habe die Vermutung, dass sie mich schon mal langsam wieder daran erinnern wollte, wo ich hingehöre und musste mich recht energisch freistrampeln. Weil ich zum Beispiel nicht eingesehen habe, weshalb ich ständig zum Thema Abgasmanipulation zuliefern sollte – schließlich handelte es sich dabei um ein Thema, das in keiner Weise an den Standort Seattle gebunden war, und wir haben ja eine Korrespondentin in Washington. Die allerdings auch nur in Teilzeit, und auf mich hatte das Wirtschaftsressort, an

das ich beim Tagesspiegel angebunden bin, natürlich den besseren Zugriff. Dagegen habe ich eingesehen, dass der Staatsbesuch des chinesischen Präsidenten ein Thema ist, über das am besten ich berichten kann und es von mir aus angeboten, obwohl ich an sich so wenig schnelle, nachrichtliche Berichterstattung wie möglich machen wollte. Ich wollte niemandem zeigen, dass ich die geborene Korrespondentin bin, sondern einfach die Zeit genießen und lieber ganz eigene, bunte und zeitlose Geschichten angehen. So zeitlos sind die meisten, dass drei davon – das ist wohl die Kehrseite – noch immer nicht veröffentlicht sind (ja, zum Teil auch noch nicht fertig).

Abschließend ein paar Worte zu Seattle! Und um das gleich klarzustellen: Das Wetter war viel besser, als alle behaupten! Ich habe nur einen Regentag erlebt, und hatte viel zu wenig Sommerkleidung dabei. Seattle ist landschaftlich wunderschön gelegen, ich empfehle dringend einen Flug mit dem Wasserflugzeug bei klarem Himmel, mit Blick auf den beinahe kitschigen Mount Rainier, Bill Gates' Privatstrand und so dicht vorbei an der Space Needle (die Sea Planes haben eine Sondergenehmigung für den Landeanflug), dass man den Menschen, die auf der Aussichtsplattform der Space Needle stehen, zuwinken kann. Da ist der Discovery Park, sind die Olympic Mountains, Kanada mit Vancouver Island und Victoria ist direkt nebenan. Schade fand ich, dass es bei all den Seen so gar keine Kultur des Draußensitzens und –essens gibt. In Deutschland während all diese Ufer restlos bevölkert! In Seattle ist am Wasser noch sehr viel Industrie zu finden. Überhaupt gibt es tolle originelle Restaurants und Läden, aber man muss sie suchen – ich habe Seattle da als weit weniger inspirierend erlebt als zum Beispiel das nahe gelegene Portland. Alle raten einem, nach Ballard zu gehen oder ins etwas ranzigere Capitol Hill, und da gibt es originelle Geschäfte, aber gemessen an dem, was Berlin oder auch Hamburg mit Kreuzberg, Prenzlberg, Schanze, Altona etc. zu bieten haben, fand ich das Angebot enttäuschend.

Seattle ist sehr viel „europäischer“, liberaler, umwelt- und gesundheitsbewusster, als ich erwartet hatte. Es gibt einen großen asiatischen Bevölkerungsanteil, von China aus ist Seattle die am schnellsten erreichte amerikanische Stadt. Leben ist teuer, für ein Zimmer wollte man auf Airbnb im Schnitt meinen Nettomonatsverdienst haben, und Lebensmittel in den Supermärkten kosten ein Vielfaches dessen, was wir gewohnt sind. Im Vergleich ist dann Essen gehen günstig, und das Qualitätsniveau in den Restaurants (vorwiegend asiatisch und mexikanisch) ist hoch. Zum Glück bin ich im ersten Monat über Kontakte sehr günstig privat untergekommen, in Wallingford, einem netten Nachbarschaftskiez mit vielen jungen Familien. Später wohnte ich in der noblen Villengegend Laurelhurst, direkt neben der Villa des alten Bill Gates, der dort noch immer mit seiner zweiten Frau lebt, im Haus eines 82-jährigen mit allerlei Marotten, aber bewundernswerter Energie. Mittwochs Yoga, dienstags und freitags Folk Dance (ganz am Schluss bin ich dann auch seiner stetig erneuerten Einladung gefolgt und mitgegangen), immer sonntags musizierte er mit seinem 92-jährigen Kumpel und wechselnden Damen. Es gab andere Untermieter im Haus, zuletzt seine 31-jährige Enkelin, die schon geschieden und Mutter von sieben Kindern war, weil sie Verhütung aus religiösen Gründen ablehnt.

Während meiner 18-tägigen Reise bin ich mit dem Mietwagen die 101 hinunter bis San Francisco gefahren. Ich kann diese Tour nur jedem ans Herz legen – die Küste, gerade in Washington, ist ungeheuer schön und vielfältig. Lange weiße Strände, dann wieder schroffe, riesige Felslandschaften, lauter nette kleine Ortschaften, und es war kein Problem, ohne vorherige Reservierung Motels zu finden, mit denen ich zumeist gute Erfahrungen gemacht habe. Besonders schön: Canon Beach und Florence. San Francisco ist San Francisco. Fünf Tage war ich in Napa Valley, das wahrlich bildschöne und der Toskana tatsächlich sehr

ähnliche Weinanbaugebiet – auch von dort aus ist Frisco super mit dem Auto binnen einer guten Stunde erreichbar, falls man die wahnwitzigen Zimmerpreise in SF umgehen will.

Auf dem Rückweg habe ich die I5 genommen, über den Crater Lake (so kalt! So blau!), Ashland (Shakespeare-Festspiele – ein feines und sehr lustiges Spaktakel) und Portland (die Donuts bei Blue Star sind besser als die von Voodoo Donuts, es gibt eine Vielzahl großartiger italienischer und „fortgeschritten amerikanischer“ Restaurants, und Powell’s Bookstore ist schlicht ein Paradies).

Fazit: Hin da!

+++Besonders nette, offene Kollegen, auch prima für eine Brauerei-Tour am Abend: Jay Greene (Amazon-Experte), Angel Gonzales (Starbucks, sonstiger Einzelhandel), Rami Grunbaum (stellvertretender Wirtschaftsressortleiter), Rachel Lerman (Start-ups), Mary Cauffman (Layout), Bettina Hansen (Fotografin).